

Vortrag am 01.11.2016 in der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!?
Perspektiven der Disability Studies“

Zwischen Partikularisierung und Solidarisierung

Mai-Anh Boger

In den folgenden Minuten soll es im Wesentlichen darum gehen, was es bedeutet auf verantwortliche und solidarische Weise *als* von Diskriminierung Betroffene_r zu publizieren, zu sprechen, zu gebärden, kurz: sich öffentlich zu zeigen.

Ich selbst bin irre und das war viel Arbeit. In meinem Leben bedeutet verantwortlich irre zu sein, dass ich versuche etablierte Ansichten auf die schönste und konstruktivste Weise zu ver_rücken, die mir möglich ist. Das gelingt mir gefühlt in einem Drittel der Fälle. Über die anderen zwei Drittel möchte ich heute sprechen.

Ein paar begriffliche Erläuterungen vorab:

Da eines meiner Ziele ist, den Austausch und die gegenseitige Rezeption von Queer Studies, Black Studies, Mad Studies, Disability Studies, usw. zu stärken und da wir bzgl. dieser Frage alle ein gemeinsames Problem haben, adressiere ich dieses Bündel unter dem Vereinigungszeichen ‚Particular Studies‘ – das sind demnach alle Teildisziplinen, die mit einer Sprechpositionstheorie/Standpunktepistemologie (zum Beispiel in Anlehnung an Haraway 1984/1995 oder Harding 1986/1991) arbeiten.

Die Anderen* mit Stern ist eine Sammelbezeichnung für alle von Diskriminierung betroffenen Gruppen, also alle Gruppen, die zu den Anderen* gemacht werden (manche sagen im Anschluss an Said (1978) ‚Othering‘ oder ‚Veränderung‘). Die Normalen* mit Stern sind die jeweiligen Nicht-Betroffenen (also z.B. nicht-behinderte, unverrückte, heterosexuelle, etc.) im Foucaultschen Sinne von Normalität* als einem mächtigen Zentrum, von dem solche Veränderungen ausgehen. Dasselbe gilt für Komposita: ‚Normal*-Perspektive‘ z.B. meint demnach die Perspektive der jeweiligen Nicht-Betroffenen.

Adressiert ist der Vortrag an Menschen, die selbst vor diesem Problem stehen, also von irgendeiner Form von Diskriminierung betroffen und politisch und/oder in den Particular Studies aktiv sind. Wenn Sie von keiner Form von Diskriminierung betroffen sind, werde ich also an Ihnen vorbeireden und möchte Sie für diesen Fall dazu einladen, als *komplementäre Figur* darauf zu achten, wie Sie Betroffenen in den hier angeführten unterschiedlichen Konstellationen *zuhören bzw. Texte von ihnen lesen*.

Wenn Sie zwar von Diskriminierung betroffen sind, aber politisch nicht aktiv, finden Sie es vielleicht lustig, womit wir uns rumplagen. Nochmal ernsthaft formuliert: es geht in diesem Vortrag um gewisse Formen der Kritik, die sich immer wieder

wiederholen. Je länger man bei diesem Spiel dabei ist, desto leichter fällt es, dem Vortrag zu folgen. Ich hoffe aber, man kann auch als ‚Anfänger_in‘ etwas daraus ziehen.

Teil 1: Das Problemfeld des verantwortlichen Sprechens_Schreibens_Gebärdens als Andere_r*

Ein paar Impressionen und Erinnerungen genügen, um das Problemfeld zu skizzieren. Sie sind mit Absicht weder nach Gruppenzugehörigkeiten noch historisch sortiert, damit *das Gemeinsame und das Ewige* dieser Debatten in den Vordergrund tritt. Ein Assoziationsmosaik zur Problemstellung – wandern Sie dabei ruhig durch Ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse:

„Sicherlich wird, wenn die erste Nummer dieser Zeitung herausgekommen ist, der Vorwurf auftauchen, daß es sich hier um ein Produkt von ‚Elitebehinderten‘ handelt.“ (Horst & Franz 1979, 52)¹ – so steht es in der Ausgabe der ersten Krüppelzeitung von 1979.

Spivak (2008) wird nicht müde zu betonen: Wer zur Elite gehöre, sei verpflichtet diese Position zum Vorteil der weniger Privilegierten zu nutzen. Man dürfe sich nicht auf der naiven Vorstellung ausruhen, jede_r könne für sich selbst sprechen. Es sei verantwortungslos mit Rekurs auf ein simplifiziertes Selbstvertretungsrecht die Solidarität zu verweigern.

„pedantisch, kleinlich und leicht aggressiv. Wie im Studium fehlt es ihr auch hier an Gelassenheit, an Schwung, an dem nötigen Mut. [...] Umsichtige Klugheit verurteilt zu Mittelmäßigkeit. [...] Sie verliert sich nicht leidenschaftlich in ihren Entwürfen. Sie betrachtet ihr Leben immer noch als ein immanentes Unternehmen“, schreibt Simone de Beauvoir (1951/2014, 866f) über Frauen, die noch so von internalisierter Diskriminierung okkupiert sind, dass sie schlechte Literatur produzieren müssen. Gerade weil sie zu angestrengt beweisen wollen, dass sie es können, gerade weil sie zu „pedantisch“ versuchen zu schreiben wie die etablierten Normalen*, ist das Projekt zum Scheitern verurteilt.

Chebu wählte einen wunderschön ironischen Titel für ihr Buch zur Frage nach politischer Verantwortungsübernahme als Andere_r*: „Anleitung zum Schwarzsein“ (2014). Die ersten Seiten verbringt sie mit einem Spagat: einerseits gilt es im Sinne des Empowerments, sich von Fremdwahrnehmungen und Fremdbezeichnungen zu

¹ Online verfügbar unter: http://www.archiv-behindertenbewegung.org/iframe/Krueppelzeitung/Krueppelzeitung_1979_06_01_00.pdf

² <http://www.kobinet-nachrichten.org/de/1/nachrichten/33833/Unser-Engagement-wird-verh%C3%B6hnt.htm>

³ Diese Tabelle ist das ‚Spiegelbild‘ einer Tabelle, mit der ich andernorts betrachte was es heißt, andere* Perspektiven wahrzunehmen und als solche anzuerkennen (inklusion-online.net Ausgabe 01/2017 – im Erscheinen)

⁴ Zu Begriffsgeschichte und Kritik an entpolitisierten Empowermentbegriffen siehe auch Bröckling (2014)

⁵ Die Originalformulierung enthält leider statt der von mir gewählten Kraftausdrücke ein paar ableistische Metaphern, die ich nicht reproduzieren möchte, aber ansonsten ist es ein wirklich

emanzipieren und sich selbst zu bezeichnen, *eigene* Worte zu finden – wie auch de Beauvoir eben betonte. Andererseits folgt direkt darauf eine Liste an Ausdrücken, die Zeichen internalisierter Diskriminierung sind, und von denen es daher klar heißt, dass man sie nicht benutzen soll. Das Ziel des Buches ist, dass man am Ende seinen Titel versteht.

Selbstkritisch merkt ein erfahrener, alter Haudegen an, was man in eine ‚Anleitung zum Behindertsein‘ schreiben könnte: „Vielleicht hätten wir weniger freundlich sein müssen. Dieses ganze Sich-mit-Politikern-Filmen-lassen, diese Tralala-Inklusions-Schlager und Fackelübergaben sind und waren ja auch schon immer zum Fremdschämen.“ (Matthias Vernaldi neulich in einem Interview auf kobinet)²

Und zuletzt noch eine ‚Flucht-nach-vorne‘-Lösung: Roxane Gay, die ihr Buch einfach gleich „Bad Feminist“ (2014, x-xi) nennt und damit eröffnet zu sagen: „I openly embrace the label of bad feminist. I do so because I am flawed and human. I am not terribly well versed in feminist history. I am not as well read in key feminist texts as I would like to be. I have certain... interests and personality traits and opinions that may not fall in line with mainstream feminism, but I am still a feminist.“

All diese Sequenzen zeigen die Palette an Problemen, wenn man *a/s* Andere_r* spricht_schreibt_gebärdet:

- nicht mutig genug
- zu tollkühn
- zu anbiedernd
- zu passiv-aggressiv
- falsche Generalisierungen von persönlichen Diskriminierungserfahrungen auf die ganze Teilgruppe
- falsche Partikularisierung, die suggeriert es handele sich um ‚tragische Einzelfälle‘
- Untergruppen vergessen, nivelliert oder verleugnet
- nicht adäquat benannt oder zu wenig gezeigt, was Unterschiede innerhalb „unserer“ – ha ha – Gruppe sind,
- unnötige Differenzierungen und Zersplitterungen gemacht, die verhindern, das wir als eine ‚starke gemeinsame Front‘ wahrgenommen werden
- schräge Formen der Re_Präsentation gewählt
- sich zu viel an Repräsentation angemaßt
- oder zu zaghaft und ängstlich gewesen der Repräsentationspflicht adäquat nachzukommen
- und so weiter.

Was kann man aus diesen Erfahrungen für das Sprechen_Schreiben_Gebärden als Andere_r* lernen?

² <http://www.kobinet-nachrichten.org/de/1/nachrichten/33833/Unser-Engagement-wird-verh%C3%B6hnt.htm>

Strategien der Re_Präsentation und die Kritiken daran Oder: Die Kunst als Andere_r* zu sprechen_gebärden_schreiben

Systematisiert man zunächst diese ‚Vorfälle‘ ergibt sich folgendes Muster:

Position im Trilemma ³	Umgang mit der eigenen Sprechposition als anderes* Subjekt	Typische Kritik der anderen Anderen* daran
EN	klagt <i>a/s</i> Betroffene_r das Unrecht an, das die jeweilige Anderen*-Gruppe trifft (auch als strategischer Essentialismus nach Spivak bekannt)	„spielt sich als Repräsentant_in auf“, „hat den Kontakt zur Basis verloren“, „spricht nicht für uns, (da zu elitär, zu privilegiert)“, etc.
ND	Unmarkiertes Sprechen_Schreiben als normale Bürger_in/ Wissenschaftler_in: Verweigerung der Zuschreibung von Andersheit* und somit ebenso der Zuschreibung einer Zuständigkeit oder Verpflichtung für die Anderen* zu sprechen	„verweigert uns die Solidarität“; „setzt sich nicht für unsere Anliegen ein“; „steht nicht zu seiner_ihrer Andersheit*“; „überangepasst“, etc.
DE	macht <i>a/s</i> Betroffene_r Bewegungsarbeit in autonomen/Selbstorganisations-Gruppen (um sowohl das Dialogspiel als auch die Nivellierung zu verweigern), kultiviert die Particular Studies als Gegenstimme zur Normal*-Perspektive	„betreibt Selbstverbesonderung“, „Selbstpartikularisierung“, „opfert sich ein“ / „Berufsbehinderte“, „Selbstmarginalisierung“ etc.

Manche von uns wählen die Strategie, den Dialog zu suchen (erste Zeile). Dazu wird dann *a/s* Andere_r* gesprochen, was die zwei ‚Seiten‘ des Dialogs performativ miterzeugt. Kritisiert wird dann die Reproduktion genau dieser Zwei-Seiten-Dichotomie zwischen Anderen* und Normalen*. Es heißt dann, das sei essentialistisch, da diese strategische Figur die Dekonstruktion dieser Dichotomie ausschließt. Das Dialogspiel, bei dem Repräsentant_innen dieser Gruppe *a/s* solche auftreten, konstruiere daher eine Gruppe als homogen, die so homogen gar nicht ist. Die Repräsentation sei demnach illegitim – so die Kritiker_innen.

Manche von uns wählen (mitunter genau deshalb) die Strategie, die Zuschreibung man sei Vertreter_in oder Repräsentant_in einer Gruppe zu verweigern. Sie kämpfen gegen die Nötigung an, ständig für alle Anderen* sprechen zu sollen. Stattdessen fordern Sie, dass man sie einfach als Mensch, als Wissenschaftler_in oder als Bürger_in ernst nimmt, unabhängig von irgendwelchen vermeintlichen

³ Diese Tabelle ist das ‚Spiegelbild‘ einer Tabelle, mit der ich andernorts betrachte was es heißt, andere* Perspektiven wahrzunehmen und als solche anzuerkennen (inklusion-online.net Ausgabe 01/2017 – im Erscheinen)

Gruppenzugehörigkeiten. Die Quittung für diese Strategie ist, dass man vorgeworfen bekommt, unsolidarisch zu sein, weil man seine Machtposition nicht nutzt und verweigert als Teil der Anderen*Gruppe aufzutreten.

Und wieder andere von uns wählen die Strategie sehr wohl als Andere* zu sprechen, aber doch bitte so, dass wir selbst bestimmen, was diese Andersheit* bedeutet. Das Dialogspiel in der ersten Zeile – so sagen diese – sei zu anbiedernd und zu gefährlich, da man sich dabei zu sehr anpassen müsse: Die Kritik, die vom anderen* Standpunkt ausgeht, werde dabei vereinnahmt und entschärft – zu einem Tralala gemacht, wie mit Vernaldi eben angeführt. Echtes widerständiges Sprechen mache diese Inszenierung daher nicht mit. Sie verweigere sich der Normalisierung und bleibe lieber bei der Selbstverwaltung oder autonomen Gruppen, die durch diese Abkapselung dann auch tatsächlich autonome bleiben können. Der Preis dafür ist, nicht in bunte Talkshows eingeladen zu werden.

Manche von uns sind echte ‚Hardliner_innen‘ einer der jeweiligen Optionen; andere Andere* pendeln zwischen ihnen und versuchen kontextsensibel abzuwägen, in Abhängigkeit davon, wann ihnen von wem zu welchem Zweck Andersheit* und der entsprechende Stellvertreter_innenjob zugeschrieben wird.

Bemerkenswert ist, dass Vertreter_innen aller drei Strategien von den Hardliner_innen der anderen Linien vorgeworfen wird, feige zu sein: Die einen gelten als feige, weil sie mit den Normalen* - mit Politiker_innen, Menschen mit hegemonialem Wissenschaftsverständnis etc. – das Dialogspiel spielen; Die anderen gelten als feige, weil sie nicht offen(siv) mit ihrer Andersheit* umgehen; Die letztgenannten gelten als feige, weil sie sich in ihre Radikalinski-Burg zurückgezogen haben und ‚gar nicht mehr versuchen in Dialog zu gehen‘, wie es dann heißt.

Man kann es also gefühlt nur falsch machen. Das liegt daran, dass – wie ich es formulieren würde – diese drei Strategien in einem trilemmatischen Verhältnis stehen. Trilemma heißt: ich kann nicht alles gleichzeitig haben, wie obige Tabelle zeigt (ausführlicher in Boger 2015; 2017). Einer der drei strategischen Einsatzpunkte für öffentliches Schreiben_Gebärden_Sprechen entfleucht mir immer. Ich kann nicht gleichzeitig gegen Normalisierung, Enteignung und Entschärfung von Kritik kämpfen und zu Günther Jauch in die Talkshow wollen. Ich kann nicht gleichzeitig als löbliche Vorzeigehinderte oder VorzeigemigrantIn den Dialog suchen und meine Worte sanft und Verbindungen schaffend wählen, um ‚Brücken zu schlagen‘ und erwarten, dass ich dabei nicht auf meine Andersheit* reduziert werde (weil ich dann nämlich nur eingeladen wurde, um als Andere* aufzutreten). Ich kann nicht gleichzeitig den Dialog verweigern, weil ich keine Lust habe den Aufklärbar zu spielen und mich dann beschweren, dass ich nicht wahrgenommen werde. Ich muss mich entscheiden. Idealerweise so, dass es sich stimmig anfühlt und strategisch klug ist.

In jedem Fall aber muss man einen Lernprozess durchlaufen, um den eigenen Umgang mit diesen Dilemmata und Kritiken zu entwickeln. Dieser Prozess wird gemeinhin auch als ‚Empowermentprozess‘ bezeichnet:

Der Empowermentprozess und seine Bedeutung für die Particular Studies

Um ein paar Ideen zu entwickeln, wie die Reflexion obiger Dilemmata voranschreitet, soll als nächstes ein Empowermentprozessmodell angeführt werden. Freilich sind solche Modelle durch das Abstraktionslevel immer etwas krude und pauschalisierend. Ich glaube dennoch, dass sie einen heuristischen Wert haben. Sie können daher auf keinen Fall deduktiv auf einzelne Menschen ‚angewendet‘ werden – das wäre übergriffig! – aber dennoch zeigen sie eine *grobe Entwicklungsrichtung* an, die m.E. eine gute Intuition dafür gibt, worum es beim Empowermentprozess geht:

Beschreibung der Phase im Original zu Empowerment von Schwarzen Menschen (Quellen siehe unten)	Differenzkategorieunspezifische Phänomene
<p>1: Weißorientiert Du orientierst dich an Weißen. Findest Weiße und alles, was von ihnen kommt, besser. Sie sind einfach klüger und fortschrittlicher. Weißsein verbindest du mit positiven Eigenschaften wie z.B. Wohlstand. Du übernimmst deren Werte und Maßstäbe. Dein Selbstwertgefühl ist abhängig von der Bestätigung und Akzeptanz von Weißen. Da du selbst anders aussiehst, bist du verwirrt, wütend oder hast gespaltene Gefühle dir selbst gegenüber. Gegenüber anderen Schwarzen verhältst du dich abwertend und misstraut ihnen. Du willst nicht wirklich viel mit ihnen zu tun haben. Du siehst dich nicht mit ihnen in einer Gruppe. Du bist der Meinung, Rassismus gibt es (in Deutschland) nicht!</p>	<p>Normalität* wird als Lebensziel verstanden und als etwas, das man erreichen will. Man ist bereit, einiges zu tun, um als normal* akzeptiert zu werden und kämpft um diese Anerkennung. Die eigene Andersheit* wird dabei entwertet und abgelehnt. Demnach versucht man, sie zu verstecken, zu vertuschen oder leugnet sie sogar vor sich selbst. Diskriminierungen werden in dieser Selbstentwertung als berechtigt erlebt und daher noch nicht als das Unrecht verstanden, das sie sind.</p>
<p>2: Konfrontation Langsam nimmst du immer mehr rassistische Situationen wahr. Vielleicht bist du schockiert von einer rechtsextremen Tat, von der du in der Zeitung gelesen hast. Durch Wut und Empörung über Rassismus entwickelst du einen kritischen Blick auf W. und einen positiveren Blick auf S. Bewusst beginnst du mit der Suche nach einer S Identität. Dabei ist es für dich immer noch wichtig, Bestätigung von W zu erhalten.</p>	<p>Es wird erkannt, dass die ersehnte Anerkennung der Normalen* unerreichbar ist und dass man andere Wege finden muss, da einen die Entwertung von Andersheit* unabhängig vom eigenen Verhalten immer wieder trifft (Erkenntnis, dass man nicht Schuld daran ist, diskriminiert zu werden)</p>
<p>3: Desintegration Du beginnst dich mit anderen S über deine und ihre Erfahrungen zu unterhalten und bist überrascht, wie sehr sie sich ähneln. Du beginnst dich mit S Geschichte und S Errungenschaften zu beschäftigen, gehst auf die Suche nach deinen „Wurzeln“ und findest es toll, dich mit Symbolen deiner S Identität zu umgeben. Wenn dich in dieser sensiblen Phase dein Umfeld nicht unterstützt, kann es zu viel Widerstand, Verhärtung und Verbitterung gegenüber W kommen.</p>	<p>Die Erkenntnis, dass Diskriminierung strukturell ist und man daher als Andere_r* nicht in der Hand hat, was eine_m widerfährt, bestätigt sich im Austausch mit Mitbetroffenen. Dabei werden die positiven Aspekte der Andersheit* erkundet. Es kann in dieser Phase zu einer Überidentifikation mit der eigenen Andersheit* kommen.</p>
<p>4: Integration und Krise Du orientierst dich neu. Es kann sein, dass du wieder in Phase 1 zurückkehrst, da du enttäuscht bist, desillusioniert</p>	<p>Durch die Verschiebung des Selbstbildes als Andere_r*, das sich von der hegemonialen Vorstellung</p>

<p>oder dir der Kampf gegen Rassismus und all das zu aufwändig erscheint. Du verspürst Wut, vielleicht sogar Hass auf W. Je nachdem wie diese Krise gelöst wird, kann es auch sein, dass du in Phase 3 zurückkehrst. Oder aber du fängst an, dich in s Gemeinschaften zu engagieren und wirst aktiv gegen Rassismus tätig.</p>	<p>entfernt hat, kommt es nun zunächst zu noch mehr Erfahrungen von Ablehnung und Frustration. Die emotionalen Reaktionen in dieser Phase schwanken daher zwischen Wut, Aggression und hoffnungsvollem Aktivismus, Verbundenheits- und Isolationsgefühlen.</p>
<p>5: Selbstbestimmung und solidarisches Handeln Du hast insgesamt ein selbstsicheres Auftreten, vor allem was das Thema S-Sein betrifft. Du nimmst besonders sensibel wahr, wenn Menschen unterdrückt werden und fühlst dich diesen Menschen/Gruppen verbunden. Du beginnst in rassistischen Konfliktsituationen konsequent zu handeln. Du hast zwar Verständnis für S, die sich gerade in anderen Phasen befinden, nimmst aber nicht alles stillschweigend hin.</p>	<p>Man ist mit der eigenen Andersheit* im Frieden und hat Handlungswege im Umgang damit erkundet, die sich für eine_n selbst stimmig anfühlen; man kann sich wehren, wenn man für das Anderssein* entwertet oder angegriffen wird und ist dabei solidarisch mit anderen Betroffenen und setzt sich auch für diese ein.</p>

[Das Originalmodell in der linken Spalte geht zurück auf Helms (1990). Das Modell wird im deutschsprachigen Raum von der Phoenix-Initiative in Workshops eingesetzt und reflektiert (Yeboah/Hamaz 2013) und auch bei Chebu (2014) und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISDonline.de) verwendet, weswegen es in minimal verschiedenen Übersetzungen kursiert. Die linke Spalte ist demnach empirisch gesättigt und beruht auf zahlreichen Praxiserfahrungen in unterschiedlichen Workshops, Prozessbegleitungen und Beratungen (für ein Beispiel aus dem universitären Kontext s.a. Boger&Simon 2016). Die rechte Spalte hingegen ist bisher ‚reine Theorie‘. Vergleichend für Behinderung siehe z.B. Onken&Slaten (2000).]

Die erste Phase ist laut Modell geprägt von internalisierter Diskriminierung. In dieser Phase kommt es daher vor, dass Betroffene politischen Bewegungen in den Rücken fallen oder diese sogar diskreditieren in der Hoffnung dafür Komplimente oder Anerkennung von den Normalen* zu erhalten (z.B. dafür, dass sie so ‚bescheiden‘ und ‚nett‘ sind und keinen Krawall machen).

In der zweiten Phase fühlt man sich maximal ohnmächtig, da man erkannt hat, dass es dabei nur zwei Möglichkeiten gibt: entweder die ersehnten Komplimente bleiben ganz aus oder aber sie sind ‚vergiftet‘. Es dämmert eine_m, dass es eben doch nicht in Ordnung ist und man sich auch nicht gut damit fühlt, wenn Menschen so etwas sagen wie – um nur einen ‚Klassiker‘ unter den vergifteten Komplimenten zu nennen: „Ich nehm dich aber gar nicht als behindert wahr“. In dieser Phase kommt es häufig dazu, dass vorübergehend geschwiegen – also gar nicht mehr gesprochen oder gebärdet wird – da man sich wie in einer Sackgasse fühlt.

Nachdem man die vergiftete Anerkennung als solche erkannt hat, steht in der dritten Phase laut Modell die Entgiftung an: das öffentliche Auftreten vor den Normalen* ist in dieser Zeit häufig von Experimentieren geprägt. Man probiert ‚coole Sprüche‘ aus, die man von anderen Betroffenen gelernt hat, spielt mit bissigen oder sarkastischen Antworten oder testet die Grenzen aus, indem man erkundet, was passiert, wenn man sich z.B. in seiner Andersheit* überhaupt nicht mehr versteckt, sondern sie im Gegenteil provokant einsetzt. Ein Beispiel aus dem queeren Bereich für diese Phase sind demnach die Auffälligkeit umarmende Tucken-/Butch- oder Trans_Inter_Queer-

Performances. Es ist eine Lebensphase, in der man irritieren und auffallen und pöbeln *will*, weil man hofft, Menschen dadurch zum Nachdenken zu bewegen und auch keinen Bock mehr hat, sich zurückzunehmen. Die politischen Forderungen sind in diesem Modus daher häufig ebenso provokant. Im Extremfall verfällt man von einem Extrem ins andere und beschließt (nachdem es mit dem lieb Reden und höflich Fragen in Phase 1 ja nicht geklappt hat), dass man mit den Normalen* eh nicht diskutieren kann und es sich deshalb auch nicht lohne, strategische Abwägungen zu machen.

Die vierte Phase folgt konsequenterweise: Man erfährt dafür Ablehnung und macht dadurch zunächst noch mehr negative oder frustrierende Erfahrungen mit den Normalen* als in der ersten Phase (in der man ja noch lieb und nett war und keine Forderungen gestellt hat). In dieser Phase entscheidet sich daher, ob man den Rückzug antritt oder langfristig politisch aktiv wird. Je mehr man in dieser kritischen Phase neben den Ablehnungserfahrungen durch die Normalen* auch positive Erfahrungen macht, desto wahrscheinlicher ist es, dass es zu einem langfristigen und stabilen Engagement kommt (statt zu einer resignativen Anpassung und einem passiven Hinnehmen der Verhältnisse). Diese entscheidenden positiven Erfahrungen sind Dinge wie z.B. in einer politischen Gruppe oder unter Peers gemeinsam darüber zu lachen, sich gegenseitig zu solchem politischen Unfug anzustiften und dann Witze über die Borniertheit der echauffierten Normalen* zu machen; Aber auch: von normalen* Freund_innen und lieben Menschen darin unterstützt zu werden, die sich solidarisch mit einem freuen, dass man jetzt so viel befreiter wirkt. Das sind dann die *echten* Komplimente: ‚Du wirkst viel authentischer als früher. Ich hab das Gefühl, du hast mehr Freiheit und Lebensfreude für dich erobert. Ich find es gut, dass du dich was traust. Das ist mutig von dir‘. All das sind wohlthuende, versöhnliche Erfahrungen bei der Neuentdeckung der eigenen Andersheit*.

Auch wenn das Modell sehr skizzenhaft ist und es gewiss einiges daran zu diskutieren gibt, zeigt es doch sehr deutlich, dass es ein langer Weg ist von internalisierter Diskriminierung über den Prozess der Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse, die uns entfremden, hin zu einem verantwortlichen, solidarischen Sprechen, das weder in falsche Partikularisierung noch in falsche Universalismen verfällt (oder zumindest versucht dies zu vermeiden und durch permanente Selbstreflexion zu befragen). So ist der Zugang zum universalen Sprechen_Schreiben_Gebärden erst in der letzten Phase gewährleistet. Zur Entpartikularisierung, so zeigt das Modell, muss man sich sowohl von Fremdzuschreibungen von Andersheit* emanzipieren als auch die eigene Andersheit* akzeptieren und mit ihr im Frieden sein. An schlechten Tagen schaue ich auf dieses Modell und denke: Buddha werd ich im nächsten Leben!

Im starken Kontrast zu psychologistischen und entpolitisierten Modellen, die Empowerment auf die Facetten von Selbstbestimmung und

Wohlbefinden/Selbstwertgefühl reduzieren wollen, ist Empowerment hier definiert als *Prozess der Politisierung eines diskriminierten Subjekts*⁴.

Dieser Prozess ist – wie die skizzierten prototypischen Verhaltensweisen zeigen – begleitet von peinlichen Momenten, manchmal pubertär anmutenden Trotzphasen, Momenten, in denen man über die Stränge schlägt, vielleicht extrem wütend ist oder aber sich zu schwach fühlt oder ängstlich und dann wieder versöhnlich und dann wieder tief pessimistisch, vielleicht auch defaitistisch und verzweifelt und dann wieder voll Hoffnung. Jeder Empowermentprozess ist individuell verschieden und abhängig von den singulären Lebenserfahrungen, die ein diskriminierter Mensch gemacht hat; aber niemals – niemals – ist er fehlerfrei, gradlinig oder kommt ohne krisenhafte Momente aus. Denn *schuldig zu werden* ist der Inbegriff dieses Politisierungsprozesses. Erst wenn wir uns schuldig machen und die Zuschreibung des passiven Opferseins verweigern, sind wir politische Subjekte (statt nur Objekte politischer Diskurse). Jede Form von Particular Studies erfordert daher diesen Prozess. Kurz gefasst: Die Blamage ist unüberspringbar. In diesem paradoxen Sinne können wir am Ende des Prozesses aufhören, uns dafür zu schämen.

Bezeichnenderweise heißt es in der Beschreibung der letzten Phase im Originalmodell aus den Black Studies, man habe zwar Verständnis für andere Betroffene, die sich gerade in anderen Phasen befinden, nehme aber nicht alles stillschweigend hin.

Es ist eine kryptische Formulierung, voller Ambivalenz, vielleicht Weisheit? Sie verweist auf einen Wandel der Diskussionskultur, bzw. der Haltung zu Diskussion und Kritik im Prozessverlauf. In jedem Fall zeigt sie, dass es etwas gibt, worüber es sich lohnt gemeinsam nachzudenken: Was sind die Weisen, in denen wir uns als Betroffene schuldig machen? Wie kritisieren wir uns gegenseitig dafür?

Der Empowermentprozess zeigt eine komplexe, zunächst paradox erscheinende Konstellation: einerseits geht es darum, zu verstehen, dass man keine Schuld an der Diskriminierung der eigenen Person hat; andererseits geht es darum, sich schuldig zu machen, damit man erkennen kann, dass es etwas gibt, das man tun kann, dass man also nicht komplett ohnmächtig ist, sondern Handlungsoptionen hat – und zwar welche, die von den anderen Anderen* wie wir oben gesehen haben, kritisch kommentiert werden. Es geht also gleichzeitig darum, dass wir uns mit unseren Aussagen unwohl fühlen, uns schuldig machen und unzufrieden mit uns sind und Rechenschaft darüber ablegen, - einfach weil alle verantwortlichen politischen Subjekte sich schuldig machen und selbstkritisch sein müssen – und es geht darum, dass wir im Frieden mit unserer Andersheit* sind. Daher die Ausgangsthese, die im zweiten Teil entwickelt werden soll:

⁴ Zu Begriffsgeschichte und Kritik an entpolitisierten Empowermentbegriffen siehe auch Bröckling (2014)

Konstruktive interne Debatten und ein würdiger Dialog mit ‚Externen‘ also z.B. nicht-betroffenen Wissenschaftler_innen sind der Pulsschlag der Particular Studies.

Wie aber soll es gelingen?

Teil 2: Drei Fragen/Diskussionsthemen:

1. Bedingungs- und kritiklose Unterstützung einerseits und gegenseitiger Verriss andererseits sind Skylla und Charybdis der Particular Studies

In politischen Situationen, in denen Betroffenenbewegungen und ihre entsprechenden wissenschaftlichen Teildisziplinen fürchten müssen, dass kritische Kommentare instrumentalisiert werden, um die Bewegung als Ganzes zu diskreditieren, wird auch die interne Diskussionskultur und Kritik(-fähigkeit) in Mitleidenschaft gezogen. Die Angst, dass die nicht-betroffene Presse/Wissenschaft über die interne Kritik herfallen könnte, führt dann häufig dazu, dass sie unterlassen wird. [Liebe Grüße an die Leser_innen des PDF-Downloads. Gerade in Zeiten des Internets müssen wir neue Wege finden, damit umzugehen.]

So funktioniert ein zentraler Diskriminierungsmechanismus bei der Reproduktion diskursiver Hierarchien darüber, veränderte Diskursteilnehmer_innen nicht zu kritisieren, da dies bedeuten würde, sie *als* politische Subjekte ernst zu nehmen. Dies gilt insbesondere bei den Formen von Be_Hinderung, die in alltäglichen Diskriminierungen häufig durch Inszenierungen falschen ‚Mitleids‘ herabgesetzt und entmündigt werden (Man erinnere sich an dieser Stelle an die berühmte ‚Jedem Krüppel einem Knüppel‘-Aktion, die diesen Mechanismus des Nicht-Ernst-Nehmens in Perfektion vorführte). Der gegenteilige (aber unterm Strich gleichläufige) Mechanismus besteht in einer destruktiven Form von ‚Verriss‘. Beides zusammen – falsche Schonung und falsche Härte – mündet häufig in einer ‚Feuilletonisierung von Wissenschaft‘: ein Mechanismus der Herabsetzung des Niveaus einer Debatte durch Absprechen des Vorhandenseins und/oder der Notwendigkeit von wissenschaftlicher Expertise.

All diese diskriminierenden Mechanismen zusammen – falsche Schonung und falsche Härte, Instrumentalisierung und Enteignung interner Debatten, Reproduktion von Behindertenhierarchien und anderen Formen internalisierter Diskriminierung, Entschärfung und Nivellierung von Kritik – machen es schwer, eine Diskussionskultur zu entwickeln, die dazu führt, dass wir gleichzeitig achtsam miteinander umgehen und uns gegenseitig – *langfristig* gedacht – unterstützen, indem wir uns mit kritischen Kommentaren dazu anregen, über das hinauszuwachsen, was wir bisher zu sein glaubten.

Castro-Varela und Dhawan (2012) etwa argumentieren in „*Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik*“ mit Spivak und Foucault für eine parrhesiastische Praxis, die „das Wahrsprechen als eine Pflicht anerkennt, um anderen Menschen (so wie sich selber) zu helfen oder sie zu verbessern“ (Foucault 1996, 19 zitiert aus ebd., 270). Damit stellen sie sich gegen den derzeitigen Trend, bei dem betroffene Stimmen gerade dadurch zu unverantwortlichen gemacht werden, dass man diese als Äußerungen von ‚Opfern‘ instrumentalisiert. Aus Betroffenenperspektive fördert dies ein ich-bezogenes Denken: „Symptome für ich-bezogenes Denken und Handeln sind etwa die fortschreitende Immunisierung gegen Kritik und die Monopolisierung des >Opferstatus<, der in so vielen Texten und Positionen so genannter politisierter minorisierter Menschen aufleuchtet und dieselben dominiert.“ (ebd., 271)

Wir haben vorhin ausgeführt, warum das Durchlaufen eines Empowermentprozesses bedeutet, sich schuldig zu machen und Verantwortung zu übernehmen: „Den Marginalisierungsdynamiken muss konsequent widerstanden werden. Und dazu zählt auch die >Selbstmarginalisierung<.“ (ebd., 274).

Meine vorläufige Zielstellung lautet daher, *Kritik als etwas zu denken, das solidarisch ist*. (Diese Zielstellung existiert seit gefühlten 200 Jahren. Aber vielleicht ist etwas geschehen in der Zwischenzeit?) Wir müssen jedes Pauschalurteil darüber, dass interne Kritik unsolidarisch sei, angehen und stattdessen fragen, wie es möglich ist, eine *solidarische Diskussionskultur* zu denken – eine Kultur, bei der wir uns gegenseitig unterstützen, indem wir einander darauf hinweisen, wo wir nochmal nachlesen könnten um Inspiration zu finden, wie man es noch betrachten könnte, welche Teilgruppe an Betroffenen wir gerade nicht wahrgenommen oder schräg dargestellt haben, was uns helfen könnte, noch besser zu schreiben, zu lesen, in öffentlichen Situationen zu überzeugen, etc. Gerade weil es in diesen politisierten wissenschaftlichen Diskursen zu destruktiver, diffamierender oder pauschaler Kritik kommt, braucht es die Pflege solcher Diskussionsräume. Ich glaube nicht, dass es einen Grund gibt zu fürchten was passiert, wenn wir interne Differenzen artikulieren: Offen zu legen, dass wir nicht alle einer Meinung sind, macht uns erst zu vollständigen politischen Subjekten.

2. Wie könnte eine konstruktive Diskussionskultur für interne Debatten aussehen?

Ich habe keine Ahnung wie diese solidarische Diskussionskultur genau aussehen könnte, aber ich habe ein paar Ziele im Kopf:

- Ich träume von einer Diskussionskultur, die uns hilft **mutig** zu sein. Um in der Öffentlichkeit vor einem gemischten Publikum als Angehörige_r einer vulnerablen Gruppe brisante Thesen zu vertreten, braucht es die Sicherheit, dass unsere kritischen Freund_innen es uns ehrlich sagen würden, wenn sie es für falsch oder strategisch unklug hielten, was wir tun.

- Ich träume von einer Diskussionskultur, die uns hilft oben beschriebenen Empowermentprozess zu durchlaufen. Eine **Emanzipation von der normalistischen* und normalisierenden* Fremdperspektive** kann nur gelingen, wenn wir in den Particular Studies selbst einen Innenraum öffnen, in dem wir alternative Spiegelungen und kritische Selbstverortungen anbieten. Da Kritiklosigkeit die schlimmste unter allen Alternativen ist, müssen wir diese Räume der Selbstkritik sodann auch als autonome/Selbstorganisations-Räume bereitstellen. Erst eine lebendige interne Debattenkultur ermöglicht es überhaupt, sich von der Anerkennung der jeweiligen Normalen* und dem Urteil aus Normal*-Perspektive unabhängig zu machen.

- Und ich träume von einer Diskussionskultur, die beide Formen der Kritik kennt und voneinander **zu trennen weiß** – die politische und die wissenschaftliche. So geschieht es in den Particular Studies häufig, dass man paradigmatische Differenzen ignoriert, weil man politisch einer Meinung ist oder dass man politische Differenzen nivelliert, weil man dasselbe wissenschaftliche Paradigma vertritt. Das ist internalisierte Selbstverblödung und wir müssen damit aufhören. Die Gender Studies sind diesbezüglich sehr weit – weil es mittlerweile vergleichsweise viele sind, die dort arbeiten: sie entwickeln vollständige Paradigmenstreits, i.S.v.: die politische Debatte tritt zurück zugunsten der Frage, was die richtigen wissenschaftlichen Begriffe oder Methoden zur Erfassung eines Phänomens seien. In den Black Studies und Disability Studies hingegen gibt es eine Tendenz zu sagen, dass es dazu – insbesondere in Deutschland – zu früh sei, da die Leute ja noch gar nicht wüssten, was wir überhaupt machen und von interner paradigmatischer Differenz daher überfordert seien. Man könnte aber auch die Gegenfrage stellen: Wenn der Paradigmenstreit das Emblem der Formation einer Disziplin ist (ein gemeinsames Paradigma ist schließlich die kleinere Einheit), ist das Zulassen und Herausbilden solcher nicht essentiell für das langfristige Überleben der Particular Studies? Desweiteren ließe sich anführen, dass gerade solche internen Differenzen notwendig sind, um ins Gespräch über **Prüfkriterien** zu kommen.

Aber ja, wir sind wenige. Die Basisrate – statistisch gesprochen – arbeitet gegen uns.

3. Wie lässt sich die den Particular Studies immanente Selbstpartikularisierung unterbrechen oder performativ brechen?

Um das alles zum Abschluss noch einmal gegen den Strich zu bürsten: Es gibt ein Manifest, das mit viel Schwung und Verve geschrieben ist, das mich beim Lesen sehr glücklich gemacht hat. Es schreibt darüber, dass dieses ängstliche Tasten der Linken heutzutage geradezu unerträglich sei. Es fragt insbesondere die Angehörigen der jüngeren Generation, woran es eigentlich hängt, dass scheinbar niemand mehr

den Arsch in der Hose⁵ hat, einen großen Entwurf zu wagen – und ein großer Entwurf ist immer einer, der *Universalität* für sich beansprucht.

“It names reason as an engine of feminist emancipation, and declares the right of everyone to speak as no one in particular.”, (Cuboniks 2015, 0x04) heißt es dort: “das Recht für alle, als niemand Bestimmtes zu sprechen”

Die waghalsigste Art als Andere_r* zu sprechen besteht darin, diese Anmaßung zu begehen: ‘Ich darf mir das universale Sprechen_Schreiben_Gebärden herausnehmen’.

Wer Particular Studies betreibt, hat sich – vorläufig, langfristig, teilweise oder publikationsweise – dagegen entschieden, einen solchen nicht-partikularen Entwurf zu schreiben und den Kampf um dieses Recht auf universales Sprechen_Schreiben anzutreten. So wird z.B. eine Arbeit, die in den Disability Studies zur Konstruktion von Behinderung in Romanen abgegeben wird, in der Regel nicht mehr als Teil der Literaturwissenschaften anerkannt. Zu eng sind die Disziplingrenzen, zu begrenzend und ausschließend das Verständnis von ‚Interdisziplinarität‘. Viele von uns können ein Lied davon singen oder tanzen. Wäre es anders, bräuchten wir die Particular Studies schließlich nicht! Würden die normalen* Literaturwissenschaften Themen wie Schwarzssein, Be_Hinderung, Homosexualität, etc. auf angemessene Weise re_präsentieren und zu vernünftigen Anteilen thematisieren, gäbe es keinen Grund mehr, Abhandlungen über das Weißsein in Vampirromanen in die Black Studies abzuschieben, Aufsätze zur Situation von Lesben in einer bestimmten Epoche aus der normalen* Geschichtswissenschaft in die Gender/Queer Studies abzuschieben, etc.

Manche von uns wünschen sich das: ihr ‚Endziel‘ ist es, in einer Welt zu leben, in der wir die Particular Studies nicht mehr brauchen, da die anderen Wissenschaften so diskriminierungsfrei sind, dass unsere Themen darin Platz haben. Andere glauben, dass unsere Disziplinen immer Bestand und Berechtigung haben werden, da es ja schließlich auch um Kulturräume geht – wie z.B. lesbische Kultur, Schwarze Kultur oder Gehörlosen-Kultur – von denen es sich immer lohnen wird, über sie zu schreiben. Auch bei der Frage nach dem Transit zum Universalen „across an uneven landscape“ (ebd., 0X0F), (also dem Transit zum Universalen über ein unebnes, buckliges oder krummes Feld) wie es im XF-Manifest so malerisch heißt, gibt es demnach offene Fragen. Eine davon: Was sollen die Kriterien und Prinzipien für besagte interne Kritik denn sein? Und wollen wir von diesen behaupten, sie seien universal oder haben sie wieder die Form partikularer Einsprüche?

⁵ Die Originalformulierung enthält leider statt der von mir gewählten Kraftausdrücke ein paar ableistische Metaphern, die ich nicht reproduzieren möchte, aber ansonsten ist es ein wirklich inspirierendes Manifest. Bezogen auf Behinderung fragt es uns auch, ob wir nicht mal wieder Lust hätten, einen auf Cyborg zu machen, aber lest selbst – ist gratis online: <http://laboriacuboniks.net/#firstPage> . [Hinweis für Epileptiker_innen und Menschen mit bestimmten Sehbehinderungen: es blinkt und der Text oszilliert / ist anstrengend für die Augen] direkt zum PDF in normalen, ruhigen Buchstaben hier lang: http://laboriacuboniks.net/20150612-xf_layout_web_DE.pdf

Es geht dabei um etwas, das man probeweise *„experimentierende Balance zwischen der Unterwerfung unter normale* wissenschaftliche Prüfkriterien und der kritischen Verweigerung der diskriminierenden Facetten dieser“* nennen könnte. Eine Dialektik vielleicht; ein Pendeln zwischen Affirmation und Kritik, das es ermöglicht, den kritischen Standpunkt in das hegemoniale wissenschaftliche Gefüge einzuschleichen oder dieses zu unterwandern, um darin Platz für diskriminierungskritische Perspektiven zu schaffen.

Sie sollen ihre partizipative Forschung schließlich nicht in Frieden haben dürfen; Wir dürfen sie unsere Beteiligung oder den Dialog mit uns nicht zu Legitimationszwecken und zur Selbstabsolution missbrauchen lassen

(War das zu kämpferisch?)

und die solidarischen Nicht-Betroffenen erhoffen sich ja ebenso, dass wir mit unseren kritischen Einwüfen etwas in Bewegung setzen, also nicht bei einer bloßen Blockade stehen bleiben, sondern den Versuch wagen, bessere Entwürfe von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit zu liefern.

(Und jetzt – war das jetzt wieder zu anbiedernd?)

Jetzt bin ich gespannt auf eure kritischen Kommentare zu diesen drei Ideen, Fragen, Problemen – je nach Perspektive; vielleicht wollt ihr auch von euren Erfahrungen mit externer oder interner Kritik berichten oder habt noch eine vierte, eine fünfte Idee dazu, was eine Möglichkeit sein könnte über Diskussionskultur in den Particular Studies nachzudenken. Vielleicht wollen wir aber auch gemeinsam intersektional ratlos sein. In jedem Fall hoffe ich, dass wir im Gespräch bleiben und immer wieder neue Arten erfinden, solche Gespräche zu führen.

Literatur:

- Boger M. (2015): Theorie der trilemmatischen Inklusion. In: Imtraud Schnell (Hg.): Herausforderung Inklusion – Theoriebildung und Praxis. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Boger, M. (2017): Theorien der Inklusion – eine Übersicht. Ausgabe 02/2017: Zeitschrift für inklusion-online.net (im Erscheinen)
- Boger, M. & Simon, N. (2016): Zusammen – Getrennt – Gemeinsam. Rassismuskritische Seminare zwischen Nivellierung und Essentialisierung von Differenz. In: movements – Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft. Bielefeld: Transkript-Verlag. Auch online gratis verfügbar unter: movements | Jg. 2, Heft 1/2016 | www.movements-journal.org
- Bröckling, U. (2004): Empowerment. In: Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 55-62.
- Castro-Varela, M. / Dhawan, N. (2003): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, H. / Rodriguez, E.G. (Hrsg.): Spricht die Subalterne deutsch? – Migration und postkoloniale Kritik. Münster.
- Chebu, Anne (2014): Anleitung zum Schwarz sein. Münster.
- de Beauvoir, S. (1951/2014): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt-Verlag. 14. Aufl.
- Gay, R. (2014): Bad Feminist – Essays. New York: Harper Collins.
- Haraway, D. (1984/1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main: Campus.
- Harding, S. (1986/1991): Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg: Argument.
- Helms, Janet E. (1990): The Measurement of Black Racial Identity Attitudes. In: Helms, Janet E. (Hg.): Black and White Racial Identity. Theory, Research, and Practice. West- port. 33–47.
- Onken, S. & Slaten, E. (2000): Disability Identity Formation and Affirmation: The Experiences of Persons with Severe Mental Illness. In: Sociological Practice: A Journal of Clinical and Applied Sociology. Vol. 2, 2000, S.99-111.
- Said, E. W (1978). Orientalism. London.
- Spivak, G.C. (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien.
- Yeboah, Amma / Hamaz, Sofia (2013): Empowerment nach dem Phoenix-Ansatz. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Migration Integration Diversity: Empowerment. MID- Dossier. Berlin. 101–107.